

(Nachdruck verboten.)

81

Das Blut.

Roman von J. J. David.

Zu der aber war Gabi verurtheilt. In die Schule durfte sie nicht gehen, das litt Salome nicht; denn ihrer Schwester Kind, das keinen ehrlichen Namen hatte, war in jeder Art des Wissens so weit zurück, daß es mit den Allerjüngsten hätte beginnen müssen. Die herrische Frau begriff aber auch nicht, wozu Gabi Gesellschaft brauchen sollte. Oder verlangten Rupert und sie danach? So litt sie keine Kinderfreundschaft, kein lautes Spiel — all' das war ihr Leichtfertigkeit und somit die allergroßte und allerunverzeihlichste Sünde. Und dennoch wäre es für das Kind Bedürfnis gewesen, das nach rascher Bewegung lechzte. Denn einem Flämmchen gleich es in der lebendigen Anmuth, mit der es durch die Gänge und Hallen des Brauhauses dahinhuschte, kam und verschwand, ehe man's ahnte, und die so groß war, daß selbst manch ein Brauerknecht, sonst an derbere Reize gewöhnt, dem zierlichen Geistchen verwundert nachsah; einem Flämmchen gleich das rasche Licht seiner Augen, die Sicherheit, mit der es jedes Glied seines Körpers zu regen wußte. Manchmal staunte selbst Rupert darüber. Einem Flämmchen gleich war aber auch sein Geist: behende und glücklich faßte er, dunkles war ihm hell, und ein Nachsinnen darüber schien unnötig. In einer Stelle haften konnte er aber nicht.

Und gerade das begehrte man in jedem Sinne von Gabrielen. Man suchte sie nicht zu erziehen; man befahl und man strafte sie, wenn sie sich gegen Gesetze verging, die sie nicht begriffen hatte, mit einer Kälte, die ihr unendlich wehe that, mit Demüthigungen, die sie erbitterten. Und mit welchem Rechte ward ihr Solches zugefügt? Sie war nicht das Kind des Hauses, das wußte sie gut, und schon der Name, den sie trug, schied sie scharf genug von den Menschen, zu denen sie Vater und Mutter sagen mußte. Rupert ihr Vater? Sie dachte des Direktors — wie war der mit seinen Kleinen umgegangen, wie konnte der lachen und scherzen mit ihnen! Er schlug sie wohl manchmal, — aber was hätte Gabi gerne für einen Schlag gegeben, den dann ein rasches, quellendes Wort gutmachte! Aber hier gab es nicht Lob, nur Tadel. Hier hieß es endlose Gebete nachsprechen, bekennen, daß man verworfen und verrückt und ein Kind der Sünde sei. Was war das nur? Noch wußte sie es nicht, aber schon grübelte sie scharf und viel darüber. Und von all den Lehren des Glaubens, mit denen man ihr Hirn marterte, von all den Bibelsprüchen hastete nur je einer darin: Erzwungene Opfer haßt der Herr, und danach der Söh: Alles ist Schidung und verhängt von Gott. Das begriff sie an ihrem Vooße, das ihr nunmehr trauriger erschien, als in jener Zeit, da sie an der Seite einer Todten gehungert. . . .

So waren dem die Stunden, welche Frau Salome in die Küche bannten — wegsehen und bestohlen werden ist Eins — ihre Feierstunden. Dann grübelte sie an ihrem Weiber oder ahnte — ein trübseliges Thun, solch ein einfames Spielen — das nach, was sie von fern und neidvoll anderen Kindern abgesehen. Bis zur Mittagsstunde säumte sie hier; wenn aber der letzte Glockenschlag der Dorfkirchthurm-Uhr dünn und dennoch gellend verzittert war, dann stürmte sie in wilder Hast heimwärts. Das Brombergengestirb vorbei, schloß sie durch eine Lücke im Zaune; ihre Haare flogen, ihr Herz pochte, und nur der eine Gedante: „Nicht zu spät kommen, um Gotteswillen nicht!“ lebte in ihr, wenn sie durch den Garten über das knarrende Brücklein lief. Und dennoch berauschte sie die rasche Bewegung; und sah sie dann am Tische, sitzsam und still, das Gesichtchen noch glühend und in hartem Kampfe mit ihren hämmernenden Pulsen, dann schwoll eine stille Freude über ihre List und ihre Gewandtheit in ihr. Frau Salome aber freute sich, wie blühend das Kind gedeihe. . . .

Es wurde Herbst. In den Nußbäumen des Hofes standen, von Vuben umlärmt, Meisenkasten, und Frau Salome konnte die laute Gesellschaft nicht fortbringen, trotz ihres Grollens; denn die Dorfjugend übte hier ein erseffenes Recht, an dem Rupert nicht rühren ließ, weil es seinem Weibe ein Gräucl war. Es wurde frostig; die letzten Drachen, denen

Gabi mit leisem und gewaltigem Sehnen nachgesehen, verschwanden; am Himmelteiche aber standen noch Wagen und führten sein Eis in die Keller des Brauhauses. Sie aber sah sich in die Stuben gebannt. Ein mächtiger Unmuth haderte in ihr; Niemand sah's, nur die alte Susann' strich ihr etwa verstohlen über das braune, gewellte Haar: „Gast's schlecht. Halt' aus! Wird besser werden.“ Dann haßte sie immer nach der Hand ihrer einzigen Freundin, der sie sich schon am ersten Tage mit einem geschluckzten: „Dich mag ich, Dich und sonst Niemanden da!“ an den Hals geworfen und küßte sie. Sie wurde stiller und stiller; mit einer scheuen Bestlossenheit that sie, was man ihr gebot. Mit gleicher Unlust Alles, und Salome irrte stark, wählte sie, ihre Zucht beginne zu fruchten. Denn an manchen Ort ihrer neuen Heimath hatte sich Gabi, ein heimliches Mädchen, gewöhnt — an ihre Menschen nicht.

Aber noch immer wußte sie sich nicht zu beherrschen, den Schleier nicht festzuhalten, der ihr Seelenleben mehr und schattender den Augen ihrer Umgebung umhüllte. Einmal noch hat sie ihn voll gelüftet; dann freilich sank er für immer nieder, und keiner konnte mehr in ihr lesen, dem es zugestanden hätte.

Einem regnerischen und sturmreichen Herbst war in jenem Jahre ein rauher und früher Winter gefolgt. Das bedeutet für das Weberland, das einige Stunden an der Oder aufwärts liegt, Mißwachs des Benigen, das dort gedeiht, Hunger und Elend. Ihre Boten sah man bald; zerlumpfte Kinder, Garnsträhnen in der Hand, die sie verkaufen zu wollen vorschützten, klopfen hohlhängig an die Pforten der Bauernhöfe; mit schwachen Weinchen, die nur schlecht gegen den Frost der Landstraße geschützt waren, kamen sie zu Mittag und verschwanden, noch eh' es dämmern wollte. Im Dunkel brachen sie auf, in schauernder Winternacht kamen sie heim mit dem Erbettelten.

Nach im Brauhause sprachen sie vor. Um den großen Herd in der Küche drängten sie sich, verschlangen heißhungrig, was man ihnen gab, und sahen mit dem scheuen Volksblick des Elends auf Frau Salome und Gabi, wenn sie ihre Gaben vertheilten. Denn das Kind mußte dabei immer zugegen sein, so peinlich ihm der Anblick der Jammervollen das Herz schnürte. „Sie muß geben lernen, denn sie wird's einmal können.“ versügte die Mutter, freilich nicht, ohne daß Rupert höhnisch: „Red' ihr's nur ein!“ brummte. So vertheilte Gabi an einem Dezember-Freitage wieder die Almosen mit so trüber und verdrossener Miene, daß Salome, um ihr zu zeigen, wie gut sie's habe, sich plötzlich an einen der Vuben wendete, der gerade an einem Stück Brot knaute. Es war ein schmalwangiger Junge, und er fuhr geschreckt zusammen, als sie ihn untersehens ansprach: „Bon wo bist?“

Er deutete mit dem Daumen nach rückwärts: „Bei Odraun. Drei Stunden zu laufen von da.“

„Und woher hast das Garn?“

Er knaute ruhig weiter: „Genommen!“

„Und weißt Du nicht, daß das eine Sünde ist? Darf man denn stehlen?“

„Man darf auch nicht verhungern,“ gab das Kind ruhig zur Antwort.

„Willst bei uns übernachten? Es ist gar kalt, und in der Darre ist's warm und Platz genug.“

Er schüttelte den Kopf und stand auf: „Ich muß laufen, sonst wird's ganz Nacht und ich bin allein aus meinem Dorfe und thät' mich fürchten sonst. Und ich dank' auch für's gemeinte Gute. Aber was macht nachher meine Mutter, wenn ich nichts heim brächte? Und die Anderen?“ und küßte ihr die Hand und ging links seiner Wege. Frau Salome aber wendete sich zu Gabi: „Der muß Gottes Gebot vergessen, will er nicht verhungern! Und Du dankst ihm nicht alle Stunde?“ Da sah das Mädchen mit stillen und ernsten Augen zu ihr auf. „Gast's besser wie ich,“ flüsterte es so dumpf, als wisse es kaum, was aus ihm spreche.

„Das Blut, das Blut!“ schrie es in der stolzen Frau. „Sie will betteln und vagabundiren durch die Welt. Alles, alles, nur nicht stillsitzen und gut thun.“ Ihre Hand zuckte, aber sie zwang sich gewaltsam. Am nächsten Tage aber erschien sie zu einer Zeit, da sie sonst nie darin zu sehen war,

in der Stube. Ihr Gesicht glühte, und nicht allein von der Flamme des Herdes, daran sie gestanden: „Herr Glogar!“ Herr Glogar erhob sich mit jener Achtung, die ein Dorfschullehrer immer der Pflegemutter seiner bestzählenden Schülerin entgegen bringen wird. „Herr Glogar, mir scheint, Sie geben der Gabi zu wenig auf. Sie hat viel nachzuholen, verstehen Sie mich! Den ganzen Tag muß sie zu thun haben. Keine müßige Stunde darf sie haben. Und rechnen muß sie, viel rechnen, das braucht sie und sonst nichts. So will ich's!“

Er wagte keine Gegenrede; aber kaum daß sich die Thür hinter der Jürenden geschlossen, griff er Gabi unter's Kinn: „Mußt nicht weinen, Gabi, wir werden Dir nicht weh' thun. Und jetzt lies weiter, aber mit Gefühl, mit mehr Gefühl: Zu Nachen in seiner Kaiserpracht . . .“

IV.

Zu den verschiedensten Stunden des Tages hatte Herr Moïse Glogar, seitdem Gabriele Wagner seine Schülerin war, bereits den großen Hof des Brauhauses durchmessen. Nie zuvor war dieser von ihm betreten worden, und auch jetzt wäre es ihm nicht entfernt beigekommen, sich etwa unter den Rußbäumen zu verweilen oder theilzunehmen an der Lustbarkeit derer, die dort ihre müßigen Stunden zu verbringen gewohnt waren; sondern, so wie sein Tagewerk vollbracht war, zog er immer gelassen seiner gewohnten Wege; denn er war ein sparsamer Mann, weil er es sein mußte, da es seine Grundsätze nicht duldeten, daß er Schulden mache. Er war aber auch nervös, wie alle seines Berufes, denen es Ernst damit ist; so ertrug er denn keinerlei Lärmen, weil er nur zu oft verurtheilt war, derlei zu hören, verachtete innerlich die Bauern, zu denen er nach Art und Abstammung doch gehörte, im Gefühl seiner höheren Bildung, und neidete ihnen doch wieder ihr Loos, das den Reicherer volles Genießen des Daseins nach ihren Wünschen gestattete, den Armen aber mindestens nicht jenen Widerspruch zwischen Schein und Sein aufnöthigte, der ihn so sehr peinigte.

Aber Herr Glogar ging in der Regel auch nicht unmittelbar heim ins Schulhaus, hatte er die Unterweisung Gabi's beendet. Die endlos lange Dorfstraße verfolgte er allerdings mit steifen und sorgfältig gleichgemachten Schritten; dabei hielt die Linke den Behälter einer Brille, die er nur im Amte zur Erhöhung seines Ansehens trug, die Rechte einen Stock mit schönem und mit den zierlich verschlungenen Anfangsbuchstaben seines Namens geschmücktem Eisenbeintau; sein Haupt war ein wenig gesenkt und, wie ein Sinnender, hielt er sich nicht gar gut. So achtslos und in sich versunken er aber auch erscheinen mochte, so wenig wäre einem seiner Schüler zu rathen gewesen, darauf bauend an ihm ohne den gebührenden Gruß vorüberzulaufen. Das macht kindlichen Seelen in der Regel bekannlich vielen Spaß, und gerade in der Beziehung verstand der Schullehrer von Unter-Heinzenwald gar keinen und sah mit unerbittlicher Strenge darauf, daß ihm von der Achtung, die er als sich zustehend empfand, und von ihrem Ausdruck auch nicht das mindeste Titeln borenthalten werde. Aber noch vor der Kirche bog er ab; ein Vorgärtlein durchschritt er und betrat ein ansehnliches Gehöfte, das allerdings nicht mehr so stattlich und wohlhabig aussah, wie zur Zeit, da die Eltern von Johann und Franz Rüttemann noch hier geboten. Ohne vieles Fragen trat er ins Zimmer; das war so herkömmlich, daß ihn die hübsche Hausmagd selbst dann zu ihrem jungen Gebieter ließ, wenn der noch in den Federn lag. Es mußte darum keineswegs noch früh am Tage sein.

Es war eine alte Verbindung, die zwischen Beiden bestand. Von Kindesbeinen auf kannten sie sich; die gleiche Schulbank hatten sie erst im Dorfe, dann in der Stadt gedrückt. Immer vertrugen sie sich ganz gut, so ungleich sie sein mochten; denn Glogar galt für keinen guten Kopf, fast für ein wenig beschränkt. Er mußte sich hart plagen, Dinge zu fassen, die seinem begabteren Freunde nur so züflogen. Dennoch kam er vortrefflich, besser jedenfalls als Rüttemann vom Flecke. Und wenn die Dorfweisen im Zweifel waren, was und ob der Franz überhaupt etwas werden wolle, dann war irgend ein Bedenken an der glänzenden Zukunft des Anderen gänzlich ausgeschlossen: der mußte eine Leuchte der Wissenschaft, ein Professor werden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte vom kranken Bein.

Von August Bوندeson.

Es ist viele Jahre her seit dem Augusttag, an dem ich mit Gratisfuhrwerk auf einer leeren Branntwein tonne des Gasthofes Sjönebad meinen Einzug in Halmstadt hielt, um meine Studien zu beginnen, und dem Sonntage, da ich als Kandidat der Medicin meine Lieben daheim mit der Vortschaft erfreuen konnte, daß die schwersten Sorgen wegen meiner Studien nun überstanden wären.

An diesem Sonntage hatte sich die ganze Familie bei Onkel Johann Anders auf Sjönebad versammelt. Als ich dort meinen andern Onkel Elias traf, den Gastwirth in Köning, der ein alter Spaßvogel war, gratulirte er mir nicht, wie die andern Verwandten, sondern gab mir statt dessen folgende Geschichte zum besten:

„Höre, August,“ sagte er, „weißt Du, es ist eine Schande, wie wenig die Aerzte heutzutage verstehen! Du kennst ja den Kosen, den Gemeinbediener bei uns zu Hause?“

Ja, ich kannte den Kosen.

„Ja, siehst Du, der Kosen hatte sich eines Tages betrunken, — es war um die Eisbahnzeit im vorigen Winter — und sich das eine Schienbein fürchtbar zertrümmert. Und es schmerzte und wurde so schlimm und ganz blau und schwellte an, daß es ganz gefährlich aussah. Und da gab es dann natürlich keinen anderen Ausweg, als daß sie ihn nehmen und ihn in die Stadt zum Krankenhaus fahren mußten.“

Dann kam der Doktor hinein und sollte sich das schlechte Bein ansehen, und da sagte er sogleich:

„Es ist am besten, es abzunehmen!“ sagt er.

Aber da sagte Kosen:

„Nein, liebster Herr Doktor!“ sagte er. „Ich bin Gemeinbediener,“ sagt er, „da müssen wir doch noch ein bißchen warten.“

Am andern Tage kam der Doktor natürlich wieder. Und das Bein war noch gerade ebenso schlimm und blau und geschwellen. Und der Doktor meinte in seiner Weise, wie am Tage vorher:

„Es ist am besten, es abzunehmen!“

Aber Kosen bat sich wieder mit den Worten los:

„Nein lieber Herr Doktor!“ sagte er. „Ich bin Gemeinbediener,“ sagte er, „wir müssen daher noch ein Weilchen warten und zusehen, ob es nicht besser wird.“

Aber dann, am dritten Tage, als der Doktor kam — das Bein war noch ebenso schlimm und blau und geschwellen — da sagte er:

„Nein,“ sagte er, „nun hol' mich der Teufel, wenn wir noch eine Minute länger warten!“ sagte er. „Es ist am besten, es abzunehmen!“

Aber Kosen bat so innig für sein Bein:

„Nein, liebster, gütigster Herr Doktor!“ sagte er. „Sehen Sie, ich bin Gemeinbediener,“ sagt er, „und darum bin ich so besorgt um mein Bein. Lassen Sie mir es wenigstens noch bis morgen!“

Na, da durfte er es denn noch bis nächsten Morgen behalten. Aber wäre es dann nicht besser, dann müßte . . .

Aber siehe, kaum war der Doktor aus dem Krankenhause fortgegangen, da verlangte Kosen seine Kleider, und dann bestellte er sich im Gasthof Koffisfuhrwerk und fuhr geraden Wegs zur „Alten vom Königsberg“, der greisen Britta Vene. Du hast ja wohl von ihr schon reden gehört, denke ich! Und die Alte behandelte das Bein mit Pflastern und Salben, so daß sie, meiner Seel, den Kerl so geund machte, daß er vom Königsberg heim gehen konnte!

Als er dann gelegentlich wieder zur Stadt kam, meiner Tren, begegnete er da nicht auf der Straße den Doktor?

„Was Teufel! Bist Du draußen und gehst?“ sagte der Doktor und grüßte Kosen groß an.

„Ja, gewiß bin ich das,“ sagte Kosen.

„Was hast Du denn gemacht, daß Du Dein Bein hast behalten können?“ fragte der Doktor.

„Ja, hol' mich der Teufel,“ rief Kosen, „ich bin eben bei der „Alten vom Königsberg“ gewesen, und sie hat so gut gemacht, daß ich nun ein Kerl bin, der Mazurka tanzen kann, wenn ich will,“ sagte er. Und dann machte er einige Mazurkafschritte auf der Gasse, so daß es auf dem Steinpflaster schepperte.

„Ja, na, das war ja sehr gut,“ sagte der Doktor und wollte weitergehen.

Aber da packte Kosen ihn beim Arm und sagte:

„Nein, warten Sie ein wenig, Herr Doktor!“ sagt er. „Sieht hab' ich aber solche heftigen Kopfschmerzen,“ sagte er. „Was glauben der Herr Doktor, daß ich dagegen thun soll?“

„Hol' Dich der Teufel! Ich kann das doch nicht hier mitten auf der Gasse sagen,“ erwiderte der Doktor und ging.

„Ne, ne,“ schrie Kosen ihm nach. „Aber glauben der Herr Doktor nicht, es war am Besten, ihn abzunehmen? . . .“

Damit wandte mein Onkel mir den Rücken und lachte, so daß ihm die Thränen über die Waden herabfielen. All die anderen Verwandten lachten auch und ich ebenfalls, obgleich es mir schien, als wäre es eine wenig artige Gratulationsrede, die mein nächster Verwandter mir da gehalten.

Aber ich kann jetzt sagen, daß Onkel Elias' Geschichte sich später für mich als weit segensreicher erwiesen hat, als alle anderen Glückwünsche meiner Verwandten zusammengenommen. Wenn ich in Gesellschaft, trotz freundlicher Ermahnungen, mich wenig verjuchte fühlte, etwas zu erzählen, brauchte ich nur mit dieser kleinen Ge-

schichte zu kommen von Rosen und dem Doktor, um sogleich davon befreit zu sein, in den nächsten Stunden eine andere zum Besten zu geben. Die Zuhörer, Gelehrte und Laien, Männer und Frauen warfen sich augenblicklich voll Entzücken und Eifer auf die delikate Frage von den vermeintlichen Vorzügen der Quacksalber vor den studirten Aerzten, sobald es sich darum handelt, kranke Weine, Fieber und dergleichen zu heilen.

P. S.

Zum Schluß muß ich noch mittheilen, daß ich einige Zeit später Rosen traf und ihn bei der Gelegenheit fragte, ob diese Geschichte meines Onkels Elias wahr wäre. Da wurde er jedoch wild und sagte:

„Das ist Alles ganz verdammt gelogen! Ich habe niemals ein schlimmes Weir gehabt, weder beim Doktor im Krankenhaus noch bei der Alten vom Königsberg!“ —

Kleines Feuilleton.

c. Raucher-Wettkämpfe in früherer Zeit. Heute hört man nichts mehr von Raucher-Wettkämpfen, während sie früher recht beliebt gewesen zu sein scheinen. Eine englische Zeitschrift weiß einige recht bezeichnende Beispiele davon aufzuführen. So fand im Jahre 1723 in Oxford ein großer Raucher-Wettkampf statt. Die Bedingungen waren folgende: Derjenige, ob Mann ob Frau, der zuerst 3 Unzen Tabak aufrauchen konnte, ohne etwas zu trinken oder den Schauplay zu verlassen, sollte einen Preis von 12 Schilling erhalten. „Viele versuchten es,“ berichtet ein Augenzeuge, „und man dachte allgemein, ein Schneidergesell von St. Peter im Osten würde siegen, da er schneller rauchte als alle Andern, und schon nahe am Ziele war; aber plötzlich wurde er so krank, daß man befürchtete, er würde sterben, und ein alter Mann, ein Baummeister, der gemächlich rauchte, gewann einen Vorsprung und siegte; er erzählte mir auch, daß er danach an demselben Abend noch 4 oder 5 Pfeifen rauchte.“ Vor 40 Jahren noch verpflichtete sich ein Mann, ein Pfund starker importirter Zigarren in zwölf Stunden zu rauchen. Die Wette wurde auf einem Themsis-Dampfer ausgetragen, der zwischen London und Chelsea verkehrt. Um 10 Uhr Morgens begann die Wette. Hundert Zigarren, die zusammen ein Pfund wogen, sollten geraucht werden; und schon in der ersten Stunde waren 16 Zigarren konsumirt. Nach neun Stunden hatte der Raucher 86 Zigarren verpufft, und es war ihm nun natürlich ein Leichtes, in den noch folgenden drei Stunden die fehlenden 14 zu rauchen. Der Sieger erklärte, daß er sich während der ganzen Zeit durchaus wohl gefühlt habe. Ein ander Mal setzte man einen Preis, bestehend in einem soliden silbernen Zigarrenkasten und 200 Zigarren, für den aus der die größte Anzahl von Zigarren in einem Zeitraum von zwei Stunden aufrauchen würde. Während des Wettrauchens war Essen, Trinken oder gar Medizin verboten. Von den 17 Bewerbern zogen sich zehn bereits nach Ablauf der ersten Stunde zurück; der Sieger aber rauchte, ohne Unterbrechung, in den zwei Stunden 10 Zigarren, während sein nächster Rivale es nur auf 7 brachte. Auch in Velle wurde ein solcher Wettkampf veranstaltet; unter den Bürgern der Stadt gab es entragte Raucher, und es sollte ausgemacht werden, wer der „Champion“ im Rauchen in der Stadt wäre. Jeder Bewerber erhielt eine Pfeife, 50 Granm Tabak und einen Topf Bier. Wer mit dem Tabak zuerst fertig war, sollte Sieger sein. Nachdem das Signal gegeben war, war die Luft sofort mit dicken Rauchwolken erfüllt. Nach 13 Minuten hatte ein 45jähriger Arbeiter den Tabak aufgeraucht, 7 Minuten später der zweite. In einem amerikanischen Wettkampf mit Zigaretten hat der Sieger 100 Zigaretten in 6 Stunden 35 Minuten geraucht. —

u. Prüfung auf Farbenblindheit. Bekanntlich werden Seelente und Eisenbahn-Beamte sowie solche, die einen dieser beiden Berufe ergreifen wollen, auf Farbenblindheit untersucht, d. h. es wird geprüft, ob sie die Farben normal wahrnehmen können, oder ob sie gewisse Farben mit einander verwechseln oder einzelne Farben gar nicht wahrnehmen. Natürlich ist es für Leute, die berufsmäßig auf farbige Signale achten müssen, sehr wichtig, daß sie die Farben richtig erkennen, denn sonst können sie ja unversehens große Unglücksfälle herbeiführen; übrigens ist die Prüfung auf Farbenblindheit um so notwendiger, als diese Anomalie durchaus nicht selten vorkommt, sondern etwa bei 1 pCt. aller Menschen. Die früheren, vielfach sehr komplizirten Prüfungsmethoden sind jetzt durch ein ebenso einfaches, wie praktisches Verfahren ersetzt. Dem Examinanden wird eine Anzahl Pastellstifte gegeben und die Aufgabe gestellt, mit jedem Stift die Farbenbezeichnung desselben niederzuschreiben. Jemand, der einen grünen Stift etwa zur Bezeichnung der rothen Farbe verwendet, oder umgekehrt mit dem rothen Stift, das Wort „grün“ hinschreibt, hat sofort bewiesen, daß er farbenblind ist, also keine Stellung bekleiden kann, bei der es auf richtiges Erkennen von Farben ankommt. —

— Die Narzissen-Zuseln. Diese Bezeichnung verdient in vollem Maße jene südwestlich von England gelegene Inselgruppe, die man auf der Landkarte unter dem Namen Scilly-Inseln findet. In den Großstädten, vornehmlich aber in London, erscheint im Frühjahr eine Fülle wilder Narzissen auf dem Blumenmarkt. Jedermann lauft diese zarten, duftenden Lenzenboten ebenso gern wie Veilchen und Maiglöckchen, und selbst Leute, die eigentlich kaum Geld für einen derartigen Luxus übrig haben, erstehen ab und zu

ein Sträußchen, da es bedeutend wohlfeiler ist als andere Frühlingsblumen. Wenige Londoner aber nur wissen es, daß die langgestielten weißen und gelben Blüthen, mit denen ihre Millionenstadt in den letzten Jahren förmlich überschwemmt wurde, fast ausschließlich von den Scilly-Inseln kommen. Dort beschäftigen sich nicht nur die Farmer und Gärtner mit dem Pflücken der für den Verkauf bestimmten „Lilies“, wie die Scillyaner die wilden Narzissen getauft haben, sondern auch Gutsbesitzer, Beamte, Krämer und Fischer haben faun ein Interesse, das sie mehr in Anspruch nimmt als das Gedeihen ihrer wohlriechenden Pflanzlinge. Selbst das Schaufenster des Droguenhändlers und Apothekers gleicht dem eines Blumenhändlers. Die eigentlichen Narzissenfarmer senden oft 20 000 fertig gebundene Sträußchen auf einmal als Eilfrachtgut nach den verschiedenen Theilen des britischen Reiches. Im März des Jahres 1897 wurden zum Beispiel nicht selten an einem Tage 700 Zentner frischgeschchnittener Blüthen verschickt. —

Theater.

—r. Im Schiller-Theater wurden am Mittwoch zwei Stücke aufgeführt, die sich in ihrem Wesen beträchtlich von einander unterscheiden. Neben Björnson's „Neuvermählten“, worin auf modernem Untergrunde fein differenzirte Stimmungsbilder in zarten Tönen ausgemalt sind, gab man einen derben Schwanz aus dem allerfrühesten Mittelalter. „Verbotene Früchte“ hieß er. Nach einem Zwischenspiel von Cervantes, wie auf dem Zettel steht, hat Emil Gött hier das Thema von dem gestörten Liebhaber einer Strohwitwe als Lustspiel bearbeitet; nachdem es vor Jahren im Schauspielhaus gegeben worden, kam das Stück an minder vornehmer Stätte wieder zum Vorschein. Dank der lustigen Darstellung, in der sich manches komische Talent ausleben konnte, gefielen die „Verbotenen Früchte“ ungemein. Die beiden bramarbasirenden Geden, denen im ruffigen Kamin manche Fährlichkeit zugebracht ist, wurden von den Herren Schmasow und Laurence drollig gegeben, während Helene Rosner den fahrenden Schüler in schmuder Hosenrolle spielte. Grete Meyer und Albert Patry gaben das Ehepaar; namentlich beim Wanne brach die Lebenslust mit vielem Gepolter hervor.

Nicht ganz einwandsfrei stand es um die Aufführung von Björnson's Lustspiel. In der Darstellung des Herrn Oimar mußte man den nach Selbständigkeit dürstenden jungen Gatten für einen übellaunigen Schwäger halten, den mehr die Eitelkeit als ernstes Streben plagte, aus den Umklammerungen der Familie loszukommen. Fein pointirt wurde die Rolle der Gattin von Frau Schmann-Zipser dargestellt. —

Musik.

Seit der Zeit, da die deutsche Literatur die „Weltliteratur“ im weitesten Maße aufzunehmen begann — in Goethe's letzter Zeit und durch ihn — ragen innerhalb dieser Weltliteratur die serbischen Volkslieder weit hervor. Ihre Melodien freilich sind nicht ebenso bekannt geworden. In neuerer Zeit begann man sie zu sammeln; ein 1853 gegründeter „Belgrader Gesangverein“ nahm sich ihrer an, und vorgestern stellte er sich — unserm Publikum bei „Kroll“ (im Neuen Opern-Theater) vor. Seine eigentlichen Programmnummern sang er im Urtext, doch bringt ein ausschlußreiches und hübsch ausgestattetes Büchlein die deutschen Uebersetzungen.

Der Chor singt ohne Instrumente „a capella“, der (unten genannte) Dirigent dirigirt ohne Taktstod und ohne Skomodie, die Männer tragen Gesellschaftsanzug, die Frauen das trotz mancher steifen Züge prächtige Nationalkostüm, in mannigfaltiger Variirung. Weber die Männer noch die Frauenstimmen reichen sehr weit hinauf, die Männerstimmen jedoch weit hinunter. Die einzelnen Stimmen reizen, namentlich bei dem häufigen solistischen Hervorstreten aus dem Chorgesange, nicht eben durch besonderen Wohlklang; allein der Zusammenhang ist musterhaft, die Gesamtwirkung die beste.

Die Lieder selber sind aus dem ganzen südöstlichen Europa, wo immer Serben wohnen, zusammengetragen. Die Texte zeigen eine geringere Pointirtheit, als wir sonst im Volksgesange gewohnt sind, und dafür ein stärkeres Hinarbeiten auf das Stimmungsbild. Die Lieder wurden durch den Vereinschormeister St. Mokrahat genau so, wie sie vom Volke gesungen werden, aufgezeichnet und dem Sinne des Textes und der musikalischen Melodie gemäß kunstgerecht harmonisirt. Man achte sehr auf diese etwas traurige Mär: danach ist also die Mehrstimmigkeit der vorgeführten Lieder ein Kunstprodukt, vermuthlich laun von besonderem Nationalcharakter; das Urlied in seiner Einstimmigkeit oder vielmehr Homophonie bekommen wir nicht zu hören — auch das Begleitungsinstrument, die „Gusle“, fehlt und wird nur eben in einem der Lieder durch Chorbegleitung ersetzt.

Von einer „eintönigen Schwermüthigkeit“, an die wir vielleicht zuerst denken, wenn es slavische Volksweisen gilt, ist nur hier und da etwas zu spüren. Vielmehr treten meistens die mannigfachsten Stimmungen nicht nur, sondern auch die üppigsten Wechsel der Tonarten und des Rhythmus vor uns. Dieser selbst ist noch nicht zu jenem marsch- und tanzartigen Taktstern geworden, in das sich heute das allermeiste Material des Volksgefanges einfügen lassen muß — wir kommen darauf noch demnächst in einer Besprechung zurück. Alles in Allem gebührt dem Unternehmen dieses Vereins, der jetzt zum ersten Male eine so kühne Fahrt unternimmt, hohe Anerkennung; schade, daß hier — wenn wir recht berichtet sind — nur mehr ein Konzert bevorsteht! —

Völkerverkunde.

— **Kannibalismus am Kongo.** Kommandant Costermans giebt interessante Aufschlüsse über die Menschenfresserei, die am Kongo als eine ganz natürliche Sache angesehen wird. Die Häuptlinge suchen sich auf jede Weise Menschenfleisch zu schaffen. Wer aus dem Rasse des Häuptlings trinkt, seine Matte betritt, seinen Schurz streift, wird sofort getödtet und von dem Häuptlinge und seinen Männern aufgefressen. Das gleiche Schicksal haben die durch Ueberrauschung oder im Kriege Gefangenen wie die gekauften Sklaven, doch nehmen nie Weiber an diesen Mahlzeiten theil. Die Opfer werden auf ein Flechtwerk gelegt; die Kehle wird ihnen durchschnitten. Der dabei knieende Häuptling wird von dem warmen Blute bespritzt, das seine Weiber über den ganzen Körper ausbreiten, um die moralischen und physischen Kräfte des Häuptlings zu erhöhen. In allen großen Dörfern giebt es ein Weinhaus, in dem in einem Käfje aus Bambus die untern Kinnladen der Aufgefressenen aufbewahrt werden. Je voller der Käfig, um so größer gilt der Erfolg. Auch die den „Proben“ Erlegenden werden verpeißt und ihre ganzen mit Noth gefärbten Schädel werden auf einen Pfahl vor dem Hause des Fetischmannes gesteckt. —

Geographisches.

10. Ein großartiger Wasserfall in Inner-Afrika wird von dem englischen Afrikareisenden Bonlett Weatherley, der in der Gegend des Moero- und Tanganjika-See's längere Zeit der Elefantenjagd obgelegen hat, in der „British Central-Africa-Gazette“ beschrieben. Die Erforschung des Wasserlaufes des Luapula, des Hauptquellflusses des Kongo, zwischen dem Bangweolo- und dem Moero-See fand durch den Reisenden im Juni vorigen Jahres statt und führte zu der genauen Bestimmung der sogenannten Johnston-Fälle. Der Bericht darüber traf bei der Zeitschrift aus dem derzeitigen Lager des englischen Elefantenjägers am Bangweolo-See (11 Grad 20 Minuten südlicher Breite) ein. Weatherley hatte das westliche Ufer des Moero am 9. Juni verlassen und am 21. desselben Monats den Platz Mulangali erreicht, wo der Kiwisi, ein linker Zufluß des Luapula, seine Entstehung nimmt. Wenige Kilometer südlich von diesem Orte schlägt das Flüsschen eine östliche Richtung ein, um den Luapula ein wenig oberhalb der Wasserfälle zu erreichen, in deren Nähe ein Feldlager aufgeschlagen wurde. Von den Fällen selbst giebt Weatherley eine begeisterte Beschreibung. Man würde, so schreibt er, vergeblich versuchen, den grandiosen Charakter dieses Schaupiels der Phantasie vorzuspiegeln. Das umgebende Land bietet nichts Merkwürdigeres, ganz anders aber der Fluß: seine Wasser erfüllen im Sturze die Luft mit einem betäubenden Lärm und entzünden das Auge durch ihre wunderbare Schönheit. Die Felsen haben auf die ganze Länge der Fälle das Aussehen eines rothen Konglomerates, so sind sie von der Kraft der reisenden Gewässer zerpalten und zerstückelt. Am Fuße der Fälle bilden sie eine einheitliche Fläche, eben wie die eines Tisches, aber je weiter man die Stromschnellen aufwärts verfolgt, desto rauher, ediger und zerprengter wird ihr Aeußeres. Ueberall sieht man nur Felsen und immer wieder Felsen, über die die Wasser hinstürzen, tobend, tosend und schäumend. Wenn der Zuschauer am Fuße eines der Fälle steht und über die ungeheureren Massen schneeigen Schammes hinaufblickt, so erscheinen die Wasserfälle so schroff, daß man jeden Augenblick glaubt, von ihnen verschlungen zu werden. Man ist wie betäubt, wenn man von der Spitze eines Felsens aus rings um sich die rasenden Wasser vorüberschießen sieht. Ein Mensch würde in einigen Metern Entfernung beim lautesten Rufen die menschliche Stimme nicht mehr vernehmen. Riesenhafte grüne Wogen erheben sich in die Luft, theilen sich und stürzen in schneeigen Wolken hernieder. Mitten in diesem Getöse sieht man hier und da ruhige Oeden klaren Wassers, in dessen stiller Fläche sich die großartigen Felsgruppen wie in einer glänzenden Eisfläche wieder spiegeln — ein wunderbarer Gegenatz majestätischer Ruhe zu jenem ewig wechselnden Aufsturz. An einem bestimmten Theile seines Laufes angekommen, wendet sich der Fluß im rechten Winkel, und nur erreicht das Schauspiel seinen Höhepunkt: das Getöse ist schrecklich, der Fluß scheint von einer Maferei ergriffen zu sein über seine enge Gefangenschaft in dem schmalen Bett zwischen den festsigen Ufern, es scheint zuweilen, als ob sogar die Felsen von der Gewalt des Stromes erzittern. Hier ist das Flußbett wie ein enger Kanal in den Felsboden hineingeschnitten. Einige 100 Meter weiter unterhalb theilt es sich in hunderte von getrennten Kanälen, die ebenso viele Wasserfälle bilden, zwischen denen die Felseninseln scheinbar ihren Halt kaum zu wahren vermögen. Jenseits dieser Stelle wird der Fluß dann wieder zu einem weiten unruhigen Wasserlaufe und bewahrt dieses friedliche Aeußere bis zu seinem Eintritt in den Moero-See. Die prachtvolle Naturerscheinung der Johnston-Fälle hat noch eine besondere Bedeutung in dem Lichte der neuesten Forschung gewonnen. Man weiß heute, daß der Bangweolo-See allmählig mehr und mehr zusammenzuschumpft. Sein südlicher Theil, auf dem noch vor 15 Jahren der Afrikareisende Giraud mit einem Boote umherfuhr, bildet heute nur noch einen Sumpf, durch den der Fluß Tschambesi von Osten her sein Bett gegraben hat, um sich direkt in den Luapula zu ergießen. Auch der nördliche Theil des Sees vermindert seine Fläche und seine Tiefe von Jahr zu Jahr, und immer neue Inseln tauchen aus der Wasserfläche empor. Früher bildete der See mit den benachbarten

inner-afrikanischen Seen zusammen ein großes Binnenmeer, dem der Tschambesi (nicht zu verwechseln mit dem Sambesi) seine Wasser zuführte, während er jetzt zu einem Nebenflusse des Luapula geworden ist. Weiter nach Westen hin aber war das Binnenmeer durch den Rand einer Terrasse abgeperrt, und es blieb fraglich, an welcher Stelle es diese Terrasse abwärts überschritten haben möchte. Nach den Forschungen von Weatherley ist es nun kaum mehr zweifelhaft, daß die gesammten Gewässer durch den beschriebenen Engpaß der Johnston-Fälle nach Westen austreten, wie auch heute noch der Luapula den Bengweolo-See nach dieser Richtung hin und nach Norden entwässert. —

Biologisches.

— Der Ursprung der Insekten-Metamorphose, die besamtlich bei den älteren Insekten bis zur Steinkohlenzeit und darüber hinaus nur eine sehr unvollkommene war, untersucht J. W. Tutt in dem zuletzt ausgegebenen Bande der Süd-Ost-Ber-einigung der wissenschaftlichen Gesellschaften Londons. Die Metamorphose erscheint ihm als eine Anpassungs-Einrichtung, welche gewisse (jüngere) Insektenklassen im Kampfe ums Dasein als Unterstützung gegen Feinde und Mitbewerber hinsichtlich der Nahrung und Sicherheit erlangt haben. Erlaubt ihnen die Fähigkeit des Fluges bereits, zahllosen fluglosen Feinden zu entgehen, und legte damit den Grund zu ihrem außerordentlichen Erfolge im Lebenskampfe, so wurde derselbe durch die Fähigkeit, in den frühesten Larvenstadien Nahrung aufzuspeichern und dann ihre weitere Entwicklung (von dem Puppen-zum Imago-Zustande) in verborgener Ruhe zu vollenden, erheblich gesteigert. Die Puppe ist nicht nur den Feinden weniger sichtbar, sondern sie erlaubt, Dürre- und Kälteperioden ungefährdet zu überstehen und deshalb muß man die Metamorphose als die nächste Ursache jenes in beipiellosen Individuen- und Artenzahlen ausgedrückten Erfolges ansehen, durch welche sich die Insekten vor allen anderen Thieren hervorheben. — („Prometheus“.)

Humoristisches.

— **Schulhumor.** Lehrerin (diktirt): „Der Verfolgte floh, sank erschöpft unter einer Eiche nieder und schlief ein.“
Lieschen (schreibt): „Der verfolgte Floh sank erschöpft unter einer Eiche nieder und schlief ein.“ —
— **Kühne Behauptung.** Angler: „Ist der offerirte Fischlöcher auch wirksam?“
Verkäufer: „Nach dem letzten sich die Fische alle zehn Finger ab!“ —
— **Zerstreut.** A.: „Der Doktor Follet ist schon der zerstreuteste Mensch, der mir je vorgekommen ist.“
B.: „Wie so?“
A.: „Bei seiner gestrigen Traummng sollte er seiner Braut den Ring ansteden. Was thut er? Er ergreift ihre Hand — fühlt ihr den Puls, und bittet sie, sie möchte ihm die Zunge zeigen.“ — („Jugend“.)

Notizen.

I. Pierre Louys, der durch seinen Roman „Aphrodite“ auch in Deutschland bekannt geworden ist, hat sich nach Algier begeben, um dort einen Roman zu vollenden, dessen Personen Araber von heute sein sollen. Er will darin zeigen, daß die Völker, die Algerien bewohnen, die einheimischen wie die Eroberer, das geliebten sind, was sie waren, als sie in die Geschichte eintraten, daß aber auch die Vergangenheit in ihnen lebendig geblieben ist. —
— Von Arthur Schnitzler wurden in Wiener Burg-Theater drei Einakter: „Paracelsus“, „Die Gefährtin“ und „Der grüne Kaladur“, letzterer mit starken Strichen, mit Erfolg zum ersten Male aufgeführt. —
— Eine der ältesten Darstellungen der Wartburg, die für deren Erscheinung im 15. Jahrhundert und zu Beginn des 16. Jahrhunderts große Bedeutung hat, ist unlängst auf dem Hintergrunde eines der alten kölnischen Schule angehörigen Bildes, das sich bei einem Kunsthändler in München befand, entdeckt worden. Es wurde für die Gemälsammlung der Wartburg erworben. —
I. Das kostbarste Buch in der Bibliothek in Stockholm ist eine Bibel. 160 Efelhäute sollen zu seinem Pergamentblättern verbraucht sein. Es sind 309 Schreibseiten, und jede Seite ist fast eine englische Elle lang. Die Dedel sind solide vier Zoll starke Bretter. —
— In Münster ist der Akademie-Professor Funde gestorben, der unter den deutschen Hochschuldozenten eine eigenartige Stellung einnahm: er hatte niemals promovirt! Zwar hatte man, nachdem er zum Professor berufen war, ihm den Dokortitel verliehen; aber das genügte der Fakultät nicht. Sie wollte ihn nachträglich zur Promotion bewegen, gedachte es ihm auch so leicht als möglich zu machen — der alte Herr war nicht zu bewegen. „Bin ich ohne Doktor Professor geworden, so werde ich es auch ohne ihn sein,“ meinte er... Nun ist die deutsche Gelehrtenwelt von diesem Makel befreit. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 5. März.